



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Heinrich Abeken

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Heinrich Ubeken

Von Otto Kaemmel



aus der rasch anwachsenden Masse der Brief- und Memoiren-
litteratur, die uns das Zeitalter Wilhelms I. und Bismarcks
immer mehr erhellt, tritt uns eine Fülle interessanter und eigen-
tümlicher Persönlichkeiten klarer entgegen, als sie den Zeitgenossen
selbst während ihrer Wirksamkeit erschienen ist. Alle Stände
und Berufsschichten sind in dieser Litteratur vertreten, denn alle sind in die
Arbeit an der Wiedergeburt Deutschlands hereingezogen worden. Die Be-
trachtung dieser ungeheuern Wandlung wird dadurch noch interessanter, daß
sie mit einer entscheidenden Wendung des deutschen Bildungsideals zusammen-
fiel. Aus einem Volke der Denker, Dichter und Träumer sind wir zu einem
Volke der praktischen That geworden. Gewiß ist auch dieser Gewinn, wie
jeder Fortschritt in der Entwicklung, mit Verlusten verknüpft, die zur Be-
scheidenheit mahnen. Wir stehn in der starken Männlichkeit unsers nationalen
und politischen Empfindens weit ab von der verschwommenen weichen Welt-
bürgerlichkeit unsrer klassisch-humanistischen Zeit und insofern hoch über ihr,
aber von der vielseitigen, tiefen und reichen, auf das Innenleben, auf die Voll-
endung der Persönlichkeit gerichteten Bildung dieser Zeit ist in dem Kampfe
um die größten politischen und wirtschaftlichen Ziele wenig mehr übrig ge-
blieben; das Leben auch des Einzelnen ist einseitiger, härter, hastiger, unbe-
friedigender geworden, und fast mit Neid müssen wir auf ein so reiches, in
sich geschlossenes, harmonisches Dasein zurücksehen, wie es Goethe gelebt hat.

Es ist kein Zufall, daß sich die Vertreter der verschiedensten Bildungs-
richtungen und Bildungskreise um König Wilhelm sammelten, denn von ihm
und seiner Umgebung ist die politische Umwandlung ausgegangen, der die
geistige parallel läuft. Das Leben des Monarchen selbst wurzelte nur der
Zeit nach in der klassisch-humanistischen Periode, nicht seiner Bildung nach,
denn diese war ziemlich einseitig militärisch-preussisch; die Interessen, die
darüber hinauslagen, sind ihm erst viel später, erst in den Jahren seiner Re-
gierung näher getreten, während sein nur um zwei Jahre älterer Bruder
Friedrich Wilhelm IV. ganz und gar litterarisch-ästhetischen und kirchlich-theo-
logischen Interessen zugewandt war, bis zu dem Grade, daß man gesagt hat,
er sei zuerst Christ, dann Deutscher, aber ganz zuletzt erst Preuße gewesen.

Höchst merkwürdig spiegelt sich in diesem Gegensatz der beiden Brüder das Verhältnis der beiden Mächte ab, aus deren Zusammenwirken das neue Deutschland erwachsen ist, des preußischen Militär- und Beamtenstaats und der reichen, freien Bildung unsrer klassischen Zeit. Eben in der Umgebung des Königs und Kaisers Wilhelm, nicht in seiner Person, haben sich beide vereinigt.

Fürst Bismarck gehörte keiner von beiden Richtungen ausschließlich an; er hatte in seiner Jugend mehr humanistisch-klassische Bildungselemente in sich aufgenommen, als man lange geglaubt hat, aber er stand doch durchaus auf dem festen realen Boden des preußischen Staats und der ostelbischen Landwirtschaft und einer gesunden, nüchternen, sozusagen hausbackenen Frömmigkeit, die, seitdem er, im wesentlichen wohl durch seine Gemahlin, zu ihr hinübergeführt worden war, der sittliche Kern seines Wesens war.*) Dagegen wird man die Königin und Kaiserin Augusta, die als weimarische Prinzessin geboren (30. September 1811) in ihrer Jugend noch das Alter Goethes erlebt hatte, als eine geistvolle Vertreterin unsrer klassischen Bildungsperiode betrachten dürfen, die deshalb auch dem doch schließlich auf diesem Boden erwachsenen politischen Liberalismus huldigte und in ihrer namentlich im Rheinlande ausgebildeten Vorliebe für katholische Kirchenformen an ihren königlichen Schwager erinnert. Ihr persönliches Verhältnis zu Bismarck ist wohl auch in diesem Gegensatz mit begründet.

Von demselben Bildungskreise ist auch ein Mann dieses Hofes ausgegangen, der niemals eine selbständige politische Rolle gespielt hat, aber zwei Königen ein Vierteljahrhundert lang ein treuer, persönlich vertrauter Diener, dem Erneuerer des Deutschen Reichs ein unermüdlicher, vielgewandter Gehilfe gewesen ist, Heinrich Abeken.***) Die jetzt von seiner Witwe herausgegebene Biographie begnügt sich mit kurzen einleitenden und verbindenden Stücken zu und zwischen den Briefen, die durchaus die Hauptmasse des Buches ausmachen. Schon diese reiche Korrespondenz (mit seinem Vater, dem Onkel Rudolf Abeken in Osnabrück, dem Onkel Christian in Dresden, mit Bunsen und Frau, in den spätern Jahren mit seiner [zweiten] Frau u. a. m.) verrät den Sohn unsrer klassischen Zeit, die es liebte, ihre Empfindungen und Anschauungen in vertrauten Briefen auszuströmen, während wir Kinder einer härtern Zeit wenig Gefallen mehr daran finden und uns am liebsten mit dem Thatächlichen begnügen, wenn wir überhaupt noch Briefe schreiben. Eingeschoben sind dann

*) Vgl. darüber seine Äußerungen bei Busch, Tagebuchblätter I, 247 ff., dazu III, 182 und seine Erklärung III, 57: „Ich bin Royalist in erster Linie, dann ein Preuze und ein Deutscher“ (1881).

**) Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Mit einem Bildnisse und einem Facsimile. Berlin, E. S. Mittler, 1898. VIII und 544 S. Bisher gab es über ihn nur die kurze Skizze von seinem Freunde Ludwig Wiese in der Allgemeinen Deutschen Biographie I, 9 ff. (1875).

und wann auch Stücke aus seinem knappgefaßten Tagebuche, bei denen man bedauert, daß es nicht, soweit es nicht gerade rein Persönliches betrifft, vollständig mit veröffentlicht worden ist. Manche zu unbestimmten oder ganz mangelnden Zeitangaben würden sich daraus ergänzen lassen.

Abekens Vaterstadt Osnabrück, im anmutigen, von Hügelketten umrahmten Thale der obern Hase gelegen, als Bischofsitz eine der ältesten und wichtigsten Kulturstätten des niedersächsischen Landes, hatte auch nach 1648 eine eigentümliche Selbständigkeit bewahrt. Es blieb ein geistliches Fürstentum unter einem abwechselnd lutherischen und katholischen Bischof, dem gegenüber die Stände (Ritterschaft und Städte) ihren Anteil an der Gesetzgebung und Verwaltung in allem Wandel der Zeiten um so zäher festhielten, als eine kräftige monarchische Gewalt natürlich nicht bestand. Erst 1803 gingen Stadt und Stiftsgebiet an Hannover über, aber schon 1807 fielen sie an das neugebildete Königreich Westfalen, 1810 wurden sie unmittelbar mit Frankreich vereinigt, erst 1814 kamen sie an das jetzt zum Königreich erhobne Hannover zurück. Dieser fortwährende Herrschaftswechsel konnte das alte Bewußtsein abgeschlossener Selbständigkeit nur verstärken, und auch der schwache, beständig schweren Zuckungen unterworfen Körper des neuhannoverschen Staats vermochte das starke Sonderleben der Teile nicht zu überwinden. So blieb Osnabrück eine kleine Welt für sich, und die Osnabrücker widmeten mit Vorliebe ihre Dienste der Heimat, wie ihr Typus Bertram Stüve (1798 bis 1872), der, nachdem er sehr schwer Hannoveraner geworden war, aber 1848 bis 1850 sogar als Minister an der Spitze des Staats gestanden hatte, doch seine Thätigkeit immer mit besondrer Vorliebe der Verwaltung und der Geschichte seiner Vaterstadt zuwandte.

Aus einer altosnabrückischen Familie stammte Heinrich Abeken. Von den Brüdern seines Vaters Wilhelm hatte sich der eine, Christian, nach Sachsen gewandt und dort in Dresden eine angesehene Familie begründet, der andre, Rudolf Abeken (geb. 1780), war während seiner Studienzeit in Siena mit den Weimariſchen Kreisen in Beziehung getreten, dann als Erzieher der Kinder Schillers 1808/10 völlig mit ihnen verwachsen. Als klassischer Philolog begann er seine Schultätigkeit in Rudolstadt, kehrte aber schon 1813 nach Osnabrück zurück und entfaltete hier am Ratsgymnasium erst als Konrektor, seit 1841 als Rektor eine ebenso pädagogisch wie wissenschaftlich fruchtbare Thätigkeit bis in das höchste Alter (gest. 1866). Als echter Vertreter der klassisch-humanistischen Zeit gewann er vor allem auf seinen Neffen Heinrich großen Einfluß. Heinrichs Vater, Wilhelm, ein Kaufmann von mäßigem, aber ausreichendem Vermögen, lebte mit seinen beiden Kindern, Heinrich (geb. 19. August 1809) und Bernhardine (geb. 1812), denen die zarte Mutter Benedicta (Meyer) schon 1814 durch einen frühen Tod entriſſen wurde, in dem alten winkligen, aber behaglichen Familienhause, wo nicht zwei Stuben dasſelbe Niveau hatten, und beſaß vor dem Haſethore einen schönen Garten.

Hier wuchs Heinrich, ein kräftiger, derber Junge von guter Begabung, mit seiner Schwester in einem innigen, von gegenseitiger Liebe durchleuchteten Familienleben heran, das sein Herz für das ganze Leben mit dauernder Wärme erfüllte. Denn des Vaters eignes Leben „bestand in der Lust, andre froh zu machen, ihnen zu dienen und zu helfen. Sein ganzes Leben war Güte und Liebe.“ Unter den Augen seines Oheims besuchte der Knabe das Gymnasium und verließ es sehr jung zu Ostern 1827 mit einer Abschiedsrede auf Justus Möser, den berühmtesten Sohn Osnabrücks, dessen Werke sein Onkel Rudolf später (1842/43) gesammelt herausgab. Es sollte für sein Leben entscheidend werden, daß er für sein Studium nicht die hannoversche Landesuniversität Göttingen wählte, sondern Berlin (1827 bis 1831). Denn zwar war damals Berlin noch nicht die Welt- und Millionenstadt wie heute, sondern noch verhältnismäßig klein, aber doch das größte geistige Zentrum Norddeutschlands, und ihr noch bescheidener Umfang ermöglichte eine Regsamkeit des geselligen Verkehrs, die alle bedeutendern Leute leicht zusammenführte. Mit der Vielseitigkeit dieser für die deutsche Wissenschaft überaus glücklichen Zeit, die noch in der Freude des ersten Findens schwelgte und noch nicht in exaktes aber oft geistloses Spezialistentum verfallen war, trieb Abeken neben seinem theologischen Fachstudium eifrig Philologie und Philosophie, später auch Botanik und Mineralogie und interessierte sich aufs lebhafteste auch für Musik. Daneben lief ein reger, geselliger und wissenschaftlicher Verkehr mit Chr. S. von Bunsen, A. von Humboldt, D. Schleiermacher, Neander, Hegel, Zelter u. a.; mit Ludwig Wieje, dem spätern Leiter des höhern Schulwesens in Preußen, schloß er herzliche Freundschaft; mit S. G. Droysen u. a. gründete er eine litterarische Gesellschaft, die sogenannte Akademie, und neben seinen Fachstudien beschäftigte er sich besonders eifrig mit Goethes Werken und dessen eben damals von ihm selbst herausgegebenen Briefwechsel mit Schiller (1828 bis 1830). Wie groß war daher seine Freude, als er im Sommer 1828 nach Weimar kam und den Dichtersfürsten sehen konnte! Das Weihnachtsfest desselben Jahres, das er in Dresden bei seinem Onkel Christian verlebte, gab ihm Gelegenheit, auch das Haupt der Romantiker, L. Tieck, zu besuchen und seine Vortragskunst zu bewundern. So nahm er alle die reichen Bildungselemente seiner Zeit in sich auf. Er war Theolog in dem hohen und weiten Sinne Schleiermachers; die Religion blieb ihm Sache des Herzens, der Liebe, sie fiel ihm nicht in das Gebiet des Wissens, also auch nicht der Systematisierung und Dogmatisierung, sie war ihm auch ohne Philosophie denkbar, während diese ohne Religion nichts sei, „weil Gott nicht gedacht werden kann.“ Daher war ihm auch der damals heftig aufloдерnde Streit zwischen Rationalisten und Pietisten aufs tiefste zuwider. Politische Fragen berührten ihn damals gar nicht und sind ihm auch später schwerlich ganz Herzenssache ge-

wesen, so wenig, wie überhaupt dem Bildungskreise, in dem er sich bewegte; die Julirevolution 1830 erschütterte ihn vor allem wohl als eine Zerrüttung der gesetzlichen, gottgewollten Ordnung.

So kam die Zeit heran, wo die „glückseligen Jahre akademischer Freiheit“ zu Ende gingen. Nachdem er im Sommer 1830 für eine theologische Preisarbeit die große goldne Medaille erhalten hatte, bestand er im August die theologische Staatsprüfung und am 11. März 1831 das Licentiatenexamen. Auf den Wunsch des Vaters predigte er einmal am 12. Juni in seiner Vaterstadt, aber er hielt sich noch nicht für gereift genug dafür, in das geistliche Amt eintreten zu können, und schrieb damals an seinen Onkel Rudolf: „Die Kirche, wie sie ist, genügt mir nicht. Ich will darauf wirken, daß sie anders werde, aber nicht als praktischer Theolog, wenigstens nicht . . . ehe ich nicht vollständig sicher in mir selbst geworden bin.“ Es trieb ihn in die Welt hinaus, er wollte, wie Goethe, seine Bildung abschließen durch eine italienische Reise, und der Vater gab ihm dazu gütig reichliche Mittel. So verließ er am 21. September 1831 Osnabrück, ohne zu ahnen, daß er in Italien seinen Beruf finden und durch ihn in eine ganz andre Laufbahn hinübergeführt werden würde.

Durch die Schweiz, über Mailand, Bologna und Florenz erreichte er die ewige Stadt. Als er am 9. November, nachdem er seit neun Uhr morgens die blaugraue Peterskuppel aus der grünen Campagna hatte herauswachsen sehen, nachmittags durch die Porta del Popolo in Rom einfuhr, empfand er fast wie Goethe fünfundvierzig Jahre früher: er konnte es kaum glauben, daß er in Rom war. Doch wie bald wurde er zu einem der deutschen „Römer,“ die bei aller Vaterlandsliebe ihre Sehnsucht nach der unvergleichlichen Tiberstadt das ganze Leben durch im Herzen trugen! Bunsen, seit 1824 B. G. Niebuhrs Nachfolger als preußischer Geschäftsträger in Rom, öffnete seinem jungen Landsmann sein gastfreies, geistvolles Haus im hohen Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol, dem Mittelpunkt der internationalen Geselligkeit Roms, und bald auch seine Familie, die er mit einer ausgezeichneten Engländerin, Fanny Waddington, 1817 begründet hatte. Bald schloß sich Abeken aufs innigste an die ihm geistig verwandten Gatten an; früh verwaisst, verehrte er Frau Bunsen wie ein Sohn die Mutter. Er lernte bei Bunsen alles kennen, was von bedeutenden Fremden längere Zeit in Rom blieb: Eduard Gerhard, den Gründer des archäologischen Instituts (1829), den Archäologen Peter Forchhammer, die Künstler Overbeck, Thorwaldsen, Cornelius u. a. m., und mit offenen Augen betrachtete er seine bunte römische Umgebung (siehe die reizende Beschreibung des Christmarkts in Rom vom 14. Dezember 1831, S. 29 f.). Länger an Rom fesselten ihn dann die liturgischen Arbeiten mit Bunsen, der schon 1828 auf eigne Hand eine neue Liturgie in der preußischen Gesandtschaftskapelle eingeführt hatte; dann erhielt er 1832 den verlockenden Antrag,

Gesandtschaftsprediger zu werden, sobald der damalige Inhaber des Postens, Tippielskirch, zurücktrete, und endlich ließ er sich im September 1832 als Lehrer von Bunsens Söhnen ganz an das Haus des Gesandten und an Rom fesseln. Es war eine glückliche Zeit freier, geistiger Arbeit und reizvollen, angeregten Verkehrs inmitten der großartigsten historischen Umgebung. Im Sommer aber, dessen „Herrlichkeit, Fülle und Üppigkeit“ er gar nicht genug schildern kann, ging hinaus auf die lustigen Höhen der Albanerberge, nach dem laubum- schatteten Frascati, in die stolze Villa Aldobrandini am Rande eines aus- gedehnten, den Abhang hinansteigenden echt italienischen Parks, von wo aus er über die Campagna hinweg auf Rom und den bald silberglänzenden, bald dunkelblauen Streifen des Meeres sah. Die Ernennung zum Gesandtschafts- prediger erhielt er erst im September 1833. Um sich im Französischen zu vervollkommen, ging er im Januar 1834 auf einige Monate nach Genf; dann wurde er in Berlin nach einem Kolloquium am 17. Juni ordiniert und kehrte nach einem Besuche in Osnabrück im August mit Bunsen nach Rom zurück, um seine Stellung anzutreten. Er war jetzt doppelt an sie gefesselt. Denn schon vor der Abreise nach Genf hatte er sich mit Mary Thompson, der Erzieherin von Bunsens Töchtern, verlobt. Aber er gründete mit einer tod- kranken Frau sein Haus, als er sich am 3. Mai 1835 mit ihr vermählte, nicht obwohl, sondern weil sie krank war, da er der ganz einsam stehenden in seinem Hause eine Heimat schaffen wollte. Am 15. August 1836 starb sie, nach schweren, heldenmütig ertragenen Leiden, im geliebten Frascati, wenige Monate, nachdem er die Nachricht vom Tode seiner einzigen Schwester aus der fernen Heimat erhalten hatte.

Über seine Trauer half ihm neben seiner frommen Gesinnung die schwere Gefahr hinweg, die 1837 die Cholera über Rom brachte; in der aufopfernden Sorge für andre linderte sich sein Schmerz. Aber die Abberufung Bunsens 1838 lockerte sein Verhältnis zu Rom um so mehr, als ihn seine amtliche Thätigkeit niemals ganz befriedigte; er blieb nur, weil die Verhältnisse für die protestantische Gemeinde in Rom schwierig wurden, und beging so noch im Juni 1839 das zwanzigjährige Stiftungsfest der Gesandtschaftskapelle, eifrig beschäftigt mit Arbeiten über die älteste Kirchenverfassung, da ihm damals das Ziel einer Vereinigung aller christlichen Konfessionen durch die Rückkehr aller zur Grundlage der ersten christlichen Jahrhunderte vorschwebte. Diese erneuerte allgemeine Kirche mit großer Selbständigkeit ihrer einzelnen Teile konnte er sich nur unter einer bischöflichen Verfassung denken.

So näherte er sich dem kirchlichen Ideale des Königs, der am 7. Juni 1840, mit freudiger Erwartung begrüßt, den preussischen Thron bestieg, Friedrich Wilhelms IV. Der plötzliche Tod des geliebten Vaters im November desselben Jahres führte Abeken nach der Heimat zurück. Da auch Bunsen, seit 1839 Gesandter in Bern, im Jahre 1841 von seinem königlichen Freunde

nach Berlin berufen wurde, so ergab sich im Juli die Gelegenheit, Abeken dem Monarchen vorzustellen. Seine kirchlichen Anschauungen wie seine Arbeiten bestimmten Bunsen, ihn im September mit nach London zu nehmen, wo er die Verhandlungen über die Gründung eines preußisch-englischen Bistums in Jerusalem, einen Lieblingsplan des Königs, zu führen hatte. Es war für Abeken, ohne daß er es ahnte, der erste Schritt zum Übergange in die diplomatische Laufbahn. In London schrieb er eine kleine Verteidigungsschrift für die deutschen evangelischen Kirchen gegen den katholisierenden G. B. Pusey und eine geschichtliche Darlegung über das evangelische Bistum in Jerusalem. Im Frühjahr 1842 wieder nach Deutschland zurückgekehrt, trat er mit dem König in noch nähere Beziehungen. Im Sommer ging er nach England. Nach seiner Rückkehr, Ende August, wohnte er am 4. September begeistert der Grundsteinlegung zum Hauptportal des Kölner Doms bei. Schon war damals bestimmt, daß er Lepsius nach Ägypten folgen sollte, wobei er, von seiner Predigerstelle entbunden, formell der preußischen Gesandtschaft in Rom attachiert blieb. Er stand an der Schwelle eines neuen Lebens und wollte es im Orient beginnen: er gedachte zur historischen Wissenschaft, zum Studium des Altertums überzugehen.

So zog er von Alexandria nach Kairo und mit Lepsius den Nil aufwärts über Theben und Philä nach Korosko, durch die nubische Wüste nach Abu Hammed, weiter nach Berber und Meroe und wieder zurück nach Korosko. Hier trennte er sich um Mitte September 1844 von der Expedition und ging allein nilabwärts nach Kairo, von dort nach Ostern 1845 zur Sinaihalbinsel, auf dem Wege, den, wie er annahm, die Israeliten gezogen waren. Unbefangen und offenen Auges nahm er überall die Eindrücke des ihn umgebenden Lebens und der Denkmäler der verschiedensten Zeiten in sich auf: die altägyptischen Bauten wie die Schöpfungen der arabischen Architektur, das erstarrte koptische Christentum wie den erobernden Islam, dessen Macht über seine Bekenner er erkannte, ohne sie ganz verstehen zu können. Auf's tiefste ergriff ihn die feierliche starre Erhabenheit des Sinaigebirges, wo er mehrere Tage zu Anfang Juni 1845 im Kloster verweilte; er fand den Schauplatz wie „geschaffen, um einem ganzen Volke Raum zu gewähren, Zeuge der größten Begebenheiten zu sein,“ und meinte demütig: „Wo so viele Gott gesucht haben, da haben ihn gewiß auch viele gefunden.“ Aber alles war doch übertroffen, als er am 21. Juni, einem Sonnabend, „in den letzten Strahlen der Sonne die heilige Stadt mit ihren Kuppeln der Kirchen und Moscheen, ihren stattlichen Mauern und Türmen in dem warmen Licht eines südlichen Abends, unter dem klaren, wolkenlosen Himmel“ vor sich liegen sah. Bei der nähern Betrachtung fand er des Abstoßenden viel, aber auch genug des Erfreulichen. Vor allem waren seine Erwartungen von der Wirksamkeit des jungen evangelischen Bistums, das die schwierige Aufgabe hatte, „aus Deutschen, Engländern und Juden

eine Gemeinde zu bilden und zusammenzuhalten," „weit übertroffen," und er erkannte freudig das Verdienst des ersten Bischofs Alexander an, der der einzige Mann sei, den Plan auszuführen, da er alle drei Elemente in seiner Person vereinige (als getaufter Jude aus Breslau). An deutsch-nationale Aufgaben des halbdeutschen Bistums Jerusalem dachte Abeken so wenig wie Bunsen und der König; die Hauptsache war ihm die Judenmission, und doch hat diese vielbespöttelte Schöpfung des Romantikers auf dem Throne den Grund für die heutige Machtstellung der Deutschen in Palästina gelegt. Erst im Spätherbst ging Abeken nach Beirut, von dort nach Konstantinopel, von wo aus er Smyrna und Sardes besuchte; dann kehrte er über Triest und Venedig nach Rom zurück. Hier erlebte er 1846 die Wahl Pius IX. und teilte eine Zeit lang den Enthusiasmus für ihn; gerade die Arbeiten, die sich aus dem Thronwechsel und aus dem Tode des Prinzen Heinrich von Preußen (November 1846) ergaben, veranlaßten den preussischen Gesandten Graf Uedom, Abeken, da er so lange den Charakter eines Attachés bei der Gesandtschaft getragen habe, nun auch praktisch zu verwenden. Er lernte hier auch Moltke, den Adjutanten des Prinzen Heinrich, kennen und lebte wieder viel in der Gesellschaft. Erst im Mai 1847 verließ er Rom für immer, um nach Deutschland zurückzukehren.

Seine langen Wanderjahre waren zu Ende, aber ein wirkliches Ziel hatte er nicht erreicht. Zum praktischen Geistlichen fühlte er sich auch jetzt untauglich. Die dann in Aussicht gefaßte wissenschaftliche Laufbahn hatte er auch aufgegeben, obwohl er mehrere Arbeiten über den Auszug der Israeliten aus Ägypten verfaßt hatte, die er indes nicht drucken ließ. Am meisten fühlte er sich schließlich, nachdem er so manche Einblicke in die Diplomatie gethan und auch praktisch an ihr gelegentlich teilgenommen hatte, zur Politik hingezogen. Freilich schrieb er noch am 25. August 1847 an Bunsen: „Ich weiß sehr wohl, daß das in jedem Sinne ganz außer meiner Sphäre liegt"; aber seine vielseitige und tiefe Bildung, seine Weltkenntnis, seine Sprachgewandtheit, seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, eine echte „Höflichkeit des Herzens," das alles waren doch auch wieder sehr verwertbare Eigenschaften des nunmehr fast vierzigjährigen Mannes. Und nun brach im März 1848 zu seinem tiefsten Schmerze auch das preussische Königtum vor einer schon besiegten Straßenrevolte, die Abeken in nächster Nähe beobachtete und zornig sofort als ein wohl vorbereitetes Werk fremder Agitatoren erkannte, haltlos zusammen. Da bedurfte es neuer und treuer Männer. So wurde Abeken um Mitte April 1848 als Hilfsarbeiter ins Auswärtige Amt berufen.

Er fand seine Stellung dort zunächst schwierig, denn die Ministerien wechselten rasch, und alle ließen feste Entschlossenheit ebenso vermessen wie der König. Abeken, der die Gegensätze klar genug übersah und im Orient gelernt hatte, „über den Augenblick hinwegzublicken und nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden zu rechnen," war über die zu ergreifende Partei niemals zweifelhaft.

Er sah alles Heil in einem kräftigen Auftreten der preußischen Regierung, sah mit Geringschätzung auf die „stupide“ und „vulgäre“ preußische Nationalversammlung hinab und verhielt sich gegen die Souveränitätsansprüche der Nationalversammlung in Frankfurt durchaus ablehnend. „Sie wird nicht eher aufhören, schrieb er an Bunsen am 1. Juli 1848 nach der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser, als bis sie irgend eine Regierung gezwungen, ihr den Gehorsam zu versagen; dann wird es sich zeigen, wo die wirkliche Macht ist.“ Dieser Fall trat ein, als Preußen im August gegen den Willen der Frankfurter Zentralgewalt mit Dänemark den Waffenstillstand von Malmö schloß; Abeken erwartete daher jetzt, daß sich Parlament und Zentralgewalt, belehrt durch den Frankfurter Septemberaufstand, Preußen „hingeben“ würden, und fügte hinzu: „Dadurch werden wir doch wohl auch endlich lernen, den Wink des Schicksals zu verstehn.“ Freilich schrieb er am 2. Oktober: „Die jetzigen Männer (Minister) Preußens sind nicht Preußen, aber wir müssen nur sorgen, daß es den kommenden Männern nicht unmöglich werde, wieder Preußen zu sein.“ Daher soll sich Preußen nicht „in Deutschland unter Frankfurt auflösen lassen,“ denn dann „ist es für immer aus.“ Endlich besetzten die Ernennung des Ministeriums Brandenburg am 8. November, die Verlegung und Vertagung der Kammer, der Einmarsch der Truppen in Berlin am 10. November, die Entwaffnung der Bürgerwehr und die Verkündigung des Belagerungszustandes am 12. November sein Vertrauen wieder. „Ich hoffe, schrieb er am 1. Dezember, wir kommen bei uns zu Hause durch und können dann auch vielleicht unserm lieben Deutschland wieder helfen.“ Die „Ötroyierung“ der Verfassung am 5. Dezember gab dem Königtume endlich wieder festen Boden unter die Füße. Inzwischen hatte sich auch Abekens eignes Schicksal entschieden: er war schon am 18. Oktober zum Legationsrat ernannt worden und erhielt am 14. Dezember seine endgiltige Anstellung im Ministerium des Auswärtigen.

Bald drängten die Dinge in Frankfurt zur letzten Entscheidung. Dem Plane gegenüber, dem König die deutsche Kaiserkrone zu übertragen, verhielt sich Abeken keineswegs unbedingt ablehnend; es werde nur schwer werden, „den Rechtsboden nicht zu verlassen und doch das Notwendige . . . nicht zu versäumen“ (13. März 1849). Er war deshalb mit der Antwort, die der König am 3. April der Kaiserdeputation gab, ganz zufrieden („er konnte nicht weitergehn“) und betroffen, daß die Frankfurter sie schlechtweg als Ablehnung auffaßten. Aus den nächsten bewegten Monaten vom 11. April bis zum 28. September 1849 liegen fast nur kurze Tagebuchnotizen vor, die von seinem Urteil wenig erkennen lassen. Ganz einverstanden war er mit dem am 30. September zwischen Preußen und Österreich abgeschlossenen Vertrage über die provisorische Übernahme der deutschen Zentralgewalt durch beide Großmächte bis zum 1. Mai 1850, da sie Preußen die Parität gewähre; aber die daran geknüpften Hoffnungen lösten sich rasch wieder auf; als Österreich dem preu-

hischen Dreikönigsbündnis und der Union feindselig entgegentrat. Abeken wollte von der Annahme des österreichischen Vorschlags zur Wiederherstellung des alten Bundestages am 1. September 1850 nichts wissen, und er war empört über das Eintreten Österreichs für die Reaktion in Kurhessen. Von den nun folgenden Verwicklungen bis zum Tode Graf Brandenburgs am 6. November 1850 giebt sein hier wieder eintretendes Tagebuch trotz aller Kürze ein sehr lebendiges Bild; in einem Briefe vom 7. November widmet er dem verstorbenen Minister einen warmen Nachruf. Auch über Radowiz, den Minister des Auswärtigen (seit dem 26. September), der schon am 2. November zurückgetreten war, weil die Mehrheit der Minister den Krieg nicht wollte, urteilt er sehr günstig: „Er ist einer der wunderbarsten und bedeutendsten Männer, zum Herrschen geboren, wenn er, wie Cäsar, sagen könnte: Du trägst den Cäsar und sein Glück!“ Aber die Nachgiebigkeit Preußens war noch nicht am Ziele, sie mußte zur völligen Demütigung werden, weil die Rüstungen infolge der verspäteten Mobilisierungsordre vom 6. November noch zu weit zurückstanden. „Wenn wir nur acht Tage weiter wären, dann würden wir eine andre Sprache führen können,“ sagte der neue Ministerpräsident Otto von Manteuffel am 7. November. Diese Erwägung führte geradeswegs nach Olmütz.*) Es war Abeken beschieden, als Begleiter Manteuffels an den Verhandlungen und Vereinbarungen von Olmütz persönlich teilnehmen zu müssen; mit dem friedlichen Resultat, wie einmal die Dinge für Preußen damals lagen, war er einverstanden, aber hinterher bereute er beinahe seinen Anteil an den friedlichen Ratschlägen und empfand die tiefste Niedergeschlagenheit.

Es ist für seine persönliche Parteistellung doch sehr bezeichnend, daß er kurz nachher schreiben konnte: „Ich war unter dem gestürzten System zu sehr gebraucht worden, um für das jetzige (Manteuffels) arbeiten zu können“; er wurde deshalb für die eigentlich politische Korrespondenz bis 1858 nicht mehr verwandt, sondern für die mehr geschäftliche, administrative, und er gewann dadurch mehr Muße, „weil der Kopf frei ist.“ Die „griechische Gesellschaft“ (die Graeca), die er mit Wiese, Lepsius, C. Curtius, Gerhard und Wattenbach gründete, brachte ihn beständig mit der Altertumswissenschaft und ihren Vertretern in Verbindung, und alle litterarisch-künstlerischen Ereignisse: die Enthüllung des Friedrichdenkmals 1851, der Tod L. Tiecks, 28. April 1858, beschäftigten ihn lebhaft. Da er begann selbst wieder wissenschaftlich thätig zu sein, richtete 1851 unter dem Titel „Babylon und Jerusalem“ ein offnes Sendschreiben an die zum Katholizismus übergetretne Gräfin Ida Hahn-Hahn, hielt Vorlesungen 1853 über den Gottesdienst der alten Kirche, 1854 über das religiöse Leben des Islam, 1856 über das ägyptische Museum. Auch

*) Vgl. dazu die Bemerkungen des damaligen Kriegsministers von Stockhausen zu Bismarck in dessen Gedanken und Erinnerungen I, 68 ff., die diesem zu seiner Rede in der zweiten Kammer am 3. Dezember Veranlassung gaben.

kehrte er zu seinen liturgischen Studien zurück und verwertete sie praktisch bei der kirchlichen Konferenz im Oktober 1856, die eine Generalsynode der preussischen Unionskirche vorbereiten sollte. Dadurch erneuerte er seine persönlichen Beziehungen zum König und wurde sein warmer Verehrer. „Von dem Zauber seiner Persönlichkeit und Liebenswürdigkeit, der Güte seines Herzens, der sprudelnden Fülle seiner Gedanken und Ideen kann sich niemand einen Begriff machen, der nicht in seine Nähe gekommen,“ schrieb Abeken 1857, und nach seinem Tode 1861: „Einen größern Zauber hat wohl nie ein Monarch besessen als dieser.“ Eine weitere Verbindung mit dem Hofe knüpfte sich, als er 1854 dem Prinzen Friedrich Wilhelm Unterricht zu erteilen hatte. Besonders enge gesellige Beziehungen hatte er mit dem geistvollen Hause Radziwill und mit der Familie des Generaldirektors der königlichen Museen, Ignaz von Olfers, dem Sammelpunkte aller künstlerischen und litterarischen Talente jener Tage, wodurch er nun wieder mit dem Hause des Grafen York in freundschaftliche Beziehungen trat. So kam er auch mit bedeutenden Fremden in Berührung, wie Thomas Carlyle 1852, Ottilie von Goethe, die er schon von Rom her kannte, 1854. Aber indem er ganz in humanistisch-litterarischen Interessen lebte, hatte er doch das deutliche Gefühl, daß es mit dieser allseitigen, innerlichen „Bildung der Humanität,“ der „reinen Menschlichkeit“ zu Ende sei, mit der Bildung „einer großen Zeit, in welche wenigstens mit meinen Wurzeln hineinzudringen ich mich sehr freue.“ Aber er verkannte auch nicht ihre Schwäche, den Mangel an „festem sittlichen Halt,“ er gestand zu, daß sie nur für „edle Naturen“ sei, und bekannte offen: „die Menschheit im ganzen bedarf noch etwas andres“ (14. September 1856 an Rudolf Abeken). Die Politik verfolgte er auch jetzt aufmerksam, doch ohne eigentlich thätige Teilnahme, denn um zu der konservativ doktrinären „Kamarilla“ des Königs zu gehören, dazu war er trotz seiner Beziehungen zu den höfischen Kreisen zu tief historisch gebildet und zu unbefangen, und mit der innern Politik war er wenig einverstanden. Beim Krimkriege beklagte er vor allem, daß Deutschland deshalb keine entscheidende Stellung einnehmen könne, weil die beiden Großmächte einander nicht trauen könnten, aber, so fügt er hinzu: „mein Glaube an Preußen und Deutschland ist unerschütterlich“ (7. Februar 1854).

Da leitete die Erkrankung des Königs (zuerst am 14. Juli 1857 in Pillnitz) eine neue Wendung ein; nach kurzer Aussicht auf Besserung wurde am 23. Oktober die Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen verfügt, und da an der dauernden Regierungsunfähigkeit des Königs kein Zweifel mehr möglich war, am 7. Oktober 1858 die Regentschaft eingesetzt, nicht ohne schwere Kämpfe, die Abeken andeutet, wenn er am 5. Oktober schreibt: „es handelt sich nur um das Wie, welches auch leicht zu finden wäre, wenn es allen nur um die Sache selbst zu thun wäre und nicht von allen Seiten so viele Rücksichten und persönliche Nebenabsichten sich einmischten.“ Ein frischer Zug kam in die preussische Politik, das neue Ministerium erweckte die Hoff-

nung auf eine liberale „neue Ära,“ und zuerst beim italienischen Kriege 1859 zeigte Preußen eine selbständige Haltung. Lebhaft stimmte ihr Abeken zu; er wollte keine Teilnahme am Kriege für Österreich, denn er hegte, sehr abweichend von der konservativen Partei, der er sonst nahe stand, lebendige Sympathien für die nationalen Bestrebungen der Italiener gegen „die systematische Knechtung durch Österreich,“ weil er sie kannte und liebte. „Es ist ein eitles und albernes Gerede, schreibt er am 6. August, daß die Italiener nicht fähig wären, ein gesundes und vernünftiges Gemeinwesen zu bilden. Sie haben eben so viel (und vielleicht mehr) politischen Sinn als Deutsche und Franzosen, aber man erlaubt ihnen ja niemals, ihre Fähigkeiten zu zeigen und sich selbständig zu entwickeln“; und als die großen Annexionen trotz des Züricher Friedens kamen, am 19. August 1860: „Mit den kleinen Herrschaften in Italien, welche die Flut verschlingt, habe ich gar keine Sympathie und kein Mitleid.“ Selbst Garibaldis, dessen verfrühter Zug auf Rom 1862 bei Aspromonte scheiterte, wollte er „immer mit Wehmut und Liebe gedenken,“ denn „unsre Ziele müssen dieselben sein“ (wie in Italien), sagte er am 24. Januar 1861, doch „auf die Art, wie es in Italien geschehen ist, geht es nun einmal in Deutschland nicht.“

Schon sah er auch in Deutschland das Nationalgefühl erwachen, er feierte begeistert Schillers hundertjährigen Geburtstag in seiner Graeca mit und schrieb zuversichtlich wie ein geborner Preuße am 21. Juni 1860: „Deutschland muß uns als eine reife Frucht zufallen.“ Daran mitzuarbeiten war er schon berufen. Im September 1859 war er in der Umgebung des Prinzregenten in Ostende, im Juni 1860 begleitete er ihn nach Baden-Baden zur Zusammenkunft mit Napoleon III. und war seitdem fast immer sein Reisegefährte. Auch für ihn war also eine neue Zeit gekommen, und er sah die alte Zeit um sich her versinken. Am 6. Mai 1859 war A. von Humboldt gestorben, am 28. November 1860 verschied Bunsen in Bonn, dem er eine Biographie voll eindringender Kenntnis und warmer Verehrung widmete („es ist ein großes Stück aus meinem Leben mit ihm hinweggegangen“), am 2. Januar 1861 endlich erlosch das sieche Leben Friedrich Wilhelms IV., am 10. Januar folgte seinem König, treu bis in den Tod, Leopold von Gerlach. Unter so erschütternden Eindrücken schrieb Abeken am 24. Januar, am Geburtstage Friedrichs des Großen: „Wenn der Himmel uns einen solchen Geist einmal wieder zum König schenken wollte!“

(Schluß folgt)

